

Der Sieg der Schicksalsidee.

Von
Dr. Karl Kemmerich.

(Nachdruck verboten.)

Der naive Denker steht auf dem Boden der unbedingten Willensfreiheit. Ich kann, wenn ich will, tun, was ich will. Ich bin dem äußeren Umfange fallen in die Fänge. Alles verläuft nach dem Gesetz der Neutralität von Ursache und Wirkung. Nun bestreitet gewiß niemand, daß man da und dort anders hätte handeln können, wenn man anders hätte handeln wollen; wohl aber drängt sich die Frage auf, ob man die Möglichkeit gehabt hätte, anders zu wollen. Mit andern Worten: Die Abhängigkeit unserer Handlungen von unserem Willen wird nicht bestritten, wohl aber die Freiheit des Willens. Ebenso wird die Ursachenverknüpfung von niemandem geleugnet, wohl aber drängt sich das Problem auf, ob sie nicht ihrerseits teleologisch, durch das Schicksal, bestimmt ist. Ist der Akt, das die scheinbare Ursache nur als Wirkung einer transzendenten aufzufassen ist, ein Beispiel macht die Art: Das der Erfolg des Witters auf dem Puppentheater den Handstreich umwirft, sieht jedermann und betrachtet daher diesen Erfolg als Ursache. Der tiefer stehende aber weiß, daß die Fäden des Puppenspielers die Figuren regieren und endlich, daß der Wille des Dichters die Hände des Puppenspielers als letzte Ursache führt. Das wäre die teleologische Betrachtungsweise, die in einem sinnvollen Schicksalsplane der empirischen, irdischen, Ursache nur die Bedeutung des Mittels zur Verwirklichung dieses Planes einräumen will. Damit würde die Kausalität gegenüber der Schicksalsidee in die zweite, untergeordnete Stelle gerückt. Sie wäre sozusagen das materielle Mittel, dessen sich der immaterielle Geist bedient. Nicht Zufall, Willkür oder freier Wille würde unser Leben formen, sondern ein kunstvoller Schicksalsplan, eine komplizierte Maschine, in der jeder von uns nur ein Rädchen ist, das an bestimmter Stelle mit bestimmten Aufgaben läuft.

Diese teleologische Betrachtungsweise war seit je der Astrologie und der Gnomonik eigen, und die Kassen des zeitlichen Fortschritts können sie führen. Seitdem die objektiven Wissenschaften aber nur das Schicksal des Einzelnen im Auge, so wird neuerdings die Schicksalsidee auf ganze Staaten, Völker und Kulturen angewandt. In meinem „Kaufmann der Weltgeschichte“ (Hohst, Lubwigs-Hafen am Bodensee, 1913) sprach ich sie aus und folgerte aus ihr den Weltkrieg, unsere Revolution usw. usw. Gleichwohl wurde sie vom Frhr. von Stromer-Reichenbach in seinen (gleichfalls bei Hohst erschienenen) Schriften vertreten, und neuerdings hat Oswald Spengler in seinem berühmten Werke „Der Untergang des Abendlandes“ sie weitest Kreisen vertraut gemacht.

Folgt nun daraus, daß wir die Welt nicht als ein Spiel des Zufalls oder der Willkür, sondern als einen von einer höheren Macht durchdachten Kosmos betrachten, streng geordnet und gelenkt, wie der Lauf der Planeten, daß unsere Handlungen bedeutungslos sind, daß wir die Hände in den Schicksal legen dürfen, weil ja doch alles so kommen muß, wie es bestimmt ist? Diesen Denkerhergehen die meisten Er nicht aber sofort durch das Beispiel jedes Ackerbauers widerlegt: Auch er weiß, daß das Schicksal seinem Acker Fruchtbarkeit bestimmt, aber auch, daß er verbergen muß, wenn er ihn nicht in dem Schwelge seines Angehens befestigt. Wir müssen die transzendenten Gebundenheit unseres Willens eben gebühlich scharf trennen von der physiologischen Freiheit, der Abhängigkeit unserer Handlungen von unserm Willen, gleichgültig, ob dieser nun

frei, oder seinerseits wieder bestimmt ist; denn in der Praxis ändert sich gar nichts. Doch, eines: wir werden unser Leben bemüht leben und wenn wir wissen, daß Deutschland am Vorabend seiner größten Blüte steht, dann wird jeder von uns sich doppelt bemühen sie herbeizuführen.

Vom Beifall des Publikums.

Von
Berner Schumann.

(Nachdruck verboten.)

Bedarf der vermittelnde Künstler (im engeren Sinne) — des Beifalls? Sie ist unbedingt zu bejahen, und zwar nicht aus einseitiger Auffassung dieses wichtigen äußeren Bindegliedes zwischen Künstler und Publikum heraus, sondern aus rein physiologischen Erwägungen. Wir wissen, wie beglückend ein Bühnenbesuch, ein freundlicher Blick ist, wenn wir in diesem kleinen Zeichen Anerkennung für Geleistetes erblicken dürfen, und sei es nur für uns selbst Geschaffenes. Man verlese sich in die Lage eines Schauspielers. Was weißt du von ihm, Augenbesucher, der du mit Blick auf den kühnen, kalten Lächeln, mit reglosen Händen das Spiel des Künstlers unter dem Kampenschein betrachtest? Wohl, er kann dir als Mensch gleichgültig sein. Aber, was er dir vor deinen Augen aus rein geistiger Sphäre in die Wirklichkeit verweist, ist nicht nur ein Entgegenkommen dem Dichter, sondern vor allem dem Publikum gegenüber. Das Publikum ist der Empfänger jener Kunst, die den unruhigen Geist des Dichters in den Raum führt. Dazu bedarf es tragfähiger Vermittlungsmittel. Der Beifall ist der Schauplatz. Er gestaltet aus dem sinnlichen Erlebnis nicht primär, wenn auch individuell, er gehört einem höchsten übergeordneten Zweck, um eine künstlerische Höchstleistung zu vollbringen. Im überhaup keine Aufgabe als Schauspielers zu erfüllen, bedarf es einer nicht gewöhnlichen Anspannung der ihm möglichen körperlichen und geistigen Kräfte. Der Schauspielers steigt ganz tief in die Idee des Dichters hinab, er betastet — ehe er sich die Rolle aneignet — nämlich die Wurzeln, die zur Schöpfung der Rolle erst ausbreiten. Dieser dem Vorgehen des Publikums grundsätzliche Weg über das Verständnis des Kunstwerks zum Begreifen desselben erfordert des Künstlers reifstes psychisches Einsetzen. So baut er sich langsam seine Rolle auf: An Wort und Handlung gebunden, an Regie und Theaterleitung gestellt, vom Publikum und Kritiker abhängig, dem Dichter verschrieben — der ganze Schauspielers-Mensch ist angehängt. Aus dem wenig wertigen Stoff, das nur zu oft der Beifall mit der Kollektschaft befeuchtet, geht er mit desto hingebender Liebe an die ihm durch die Verfassung der dichterischen Gestalt ermahnenden Aufgaben. Nun ist nach vielen harten Proben der Abend der Aufführung gekommen. Nur diese eine Aufführung, diese eine vergängliche, die der Vergangenheit und nur zu oft der Vergessenheit angehört, wenn sich der Vorhang zum letzten Male gegen. Mag der Punkt, den seine Gestalt im Raume einnimmt, noch so bedeutungslos und untergeordnet sein, er wird ihn ausfüllen, ihn mit echt künstlerischer Liebe zum strahlen-lebendigen Gliede der in sich unlässigen Kette des Spiels erheben.

Das Publikum überprüft weniger die Einzelleistung im Rahmen einer Aufführung; es nimmt — von wenigen Ausnahmen abgesehen — eine unbestimmte Stellung zur Aufführung als der ununterbrochenen Handlungsbewegung zueinander in logischen Verhältnis stehenden Handlungen ein. Die in seinem Innern ausgelagerte Wirkung eines Abends ist der Gradmesser für den Beifall, der zwischen stimmungsvoll Aneinanderreihern der Handflächen und Klauen,

schönförmigen Regungen schwankt — oder überhaupt ausbleibt. Aber der Schauspielers verlangt nach ihm! Seine Aufgabe besteht ja nicht darin, den literarischen Wert eines Dichters bekräftigt oder den seine Rolle zu erkennen: Seine tiefste Befriedigung und lautere künstlerische Sehnsucht ist das lebendige Gestalten der geistig klargestellten Rolle, die plastische Verwirklichung, wohl gar über die vom Dichter angedeuteten Grenzen hinaus. Der Künstler unterzieht sich dieser Aufgabe für Dichter und Publikum — er verlangt ihren Dank. Er darf sich verlangen. Er legt nach ihm, denn er ist das Abbild seiner Seele, die befehlige Antriebskraft zu künstlerischer Vollendung — er ist die Sonne in seinem doerrenvollen Künstlerdasein.

Doch diese Feststellung der Notwendigkeit des Beifalls trägt in sich bereits die Frage nach dem Zeitpunkt seiner Anwendung. Die wiederholt gemachte Erfahrung, daß sich das Publikum Drang nach tosendem Applaus regelrecht nach den Urfragen entläßt, hat manchen Anlaß zu Hemmungen auf Bühne und Vortragspult gegeben. So sehr der Applaus nach Beendigung der Vorstellung erwünscht ist, so scharf ist seine unbedachte Anwendung noch jedesmaligen Fällen des Vorhanges zu beurteilen. Wenn man die weniger schmerzwidrige Wahrheit des letzten Illustrationskonzertes, Poffen und Kuffpfele als Ausnahme gelten lassen will, so ist doch tiefere Einstellung des Zuschauenden bedingenden Neben um ein pietätvolles Hinbringen der Dankesbezeugung bemüht sein. Es geht keinesfalls an, den tote Aufschub zu unerschöpflichen Erlebnissen haltenden Registrator durch den Einstich der Handflächen aus kompliziertester geistiger Gestaltungsarbeit zu reißen — wie es eine Rücksichtslosigkeit gegen die gleichfalls anwesenden Mitbühnen bedeutet, durch der Handflächen da capo in die vom Konzert oder Singsangsvortrag gewöhnliche Atmosphäre einzubringen, in der die Dissonanzen dieser fiebernden Welt auf eine kurze Ebene schweigen. Denn wer die Hände nicht zur rechten Zeit zu bannen vermag, ist ebenso gefährlich als der Langkühnheit mit dem vielbekämpften erminischen Futterbrot über der flüchtigen Kulmburgens. So ist die gleichmäßige Anwendung des so unentbehrlichen Beifalls eine Frage des persönlichen Tastes und wie du sie, o Publikum, weißt, muß letzten Endes doch deiner Einsicht, deinem Urteil und deiner Begierde nach Beifall überlassen bleiben.

Die Kokokodame.

Von
Franz Carl Enders, Gastring bei München.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte mich eingeladen und weil ich sie von früher her kannte, so nahm ich an, obgleich mich das prächtige Haus, der paradiesische Garten und die zu erwartende Gesellschaft von neuen Reizen gewaltig abschreckten. Aber „sie“ war ein so reizendes Mädchen gewesen, damals als sie noch nicht daran dachte, daß einer der erfolgreichsten Valutasgewinner sie heiraten würde.

Das Souper war glänzend, die Diamanten und Perlen der eingeladenen Damen stellten einen in Papiermarkt kaum ausdrückbaren Wert dar. Die Tafel lag sich unter der Last schwerer Silber- und geschliffener Gläser. Die Menschen waren stichfertig.

Nach Tisch verteilte sich die Gesellschaft in einer Nacht stehend hell beleuchteter Zimmer.

Ein von mir dankbar begrüßter Zufall führte mich in einen kleinen, streng im Kokokodam eingerichteten Raum, in

nicht dort die vernünftigen Leute selbst ihm das Vergnügen etwas verleihen hätten.“

„Lob Reith hat, lieber Herr von Sericourt; soweit ich im Bilde bin, nichts weiter getan, als daß er einem armen Flüchtlinge Anrecht gewährt hat. Darüber können Sie sich ereifern.“

„Was ist das für ein Lob? Ich habe nur, wenn es zu erlauben wird. Wird es einem gewährt, der alles umhört, bei der sämtlichen Fundamente unserer Kultur stützt, bis in hautament dagegen.“

„Neue Gedanken lassen sich nicht dadurch totschlagen, daß man den, der sie ausspricht, ährt und verlost.“

„Das nennen Sie neue Gedanken. Ich kann es tonfuss, ungerichtet, und phantastisch. Was ist das für ein Lob?“

„Aber halt, was für ein Lob? „Gleichheit der Menschen?“ — barer, wenn auch gedruckter Unsinn.“

„Kouleau scheint mir aber doch oft, den Fuß ihr vorzüglich zu sehen. Sagt er nicht, daß wenn es ein Satz von Göttern gäbe, dieses ihm demotrisch regieren würde? Aber für gewöhnliche Menschen ist eine so vollkommene Regierungsform viel zu gut.“

„Was ist es aber auch wieder viel anderes. Prophesie dieser Mensch nicht das baldige Ende sämtlicher Monarchien? Sehen sie nach Frankreich hinüber. Noch nie ist das Königreich so groß und glänzend dagestanden wie heute.“

„Alles, was auf den Gipfel kam; steigt von dort aus wieder zu Tale. — Wo lebt übrigens Kouleau jetzt?“

„Weiß ich? Meinemwegen am Nord- oder Südpol. Von Mörius weg ging er vorizes Jahr nach der Ile de la Magie.“

„Der Peterstein im Bielefeld?“

„Ja. Der Bogt von Aidau hielt ihm die Stange. Der Schaffner Gabriel Engel nahm ihn bei sich auf.“

„Gabriel Engel?“

„Ich glaube, so heißt der Mann. Er lohnt an einem Bein.“ Der beherrschte ihn. Aber die Freude war nicht allzulange. Nach einigen Monaten gelang es uns, Sericourt, der bei den Herren in Bern seine Ausweisung zu erhalten. Er braven Stadt Genf und dem offiziellen Frankreich gehörte das Hauptverdienst an dieser Tat. Allerdings glaube ich, daß auch ich für meine Person meinen bescheidenen Anteil an diesem Underfolge habe.“

„Dies glänzende Ergebnis muß Sie mit höchstem und gelange. Nach einigen Monaten gelang es uns, Sericourt, der bei den Herren in Bern seine Ausweisung zu erhalten. Er braven Stadt Genf und dem offiziellen Frankreich gehörte das Hauptverdienst an dieser Tat. Allerdings glaube ich, daß auch ich für meine Person meinen bescheidenen Anteil an diesem Underfolge habe.“

Der Ketter und die Frau.

Roman von
Walter v. Nimmell.

(Fortsetzung.)

5. Fortsetzung.)

„Wir wollen nicht kreiten. Ich weiß, das alles leicht nicht tollig aus. Aber es könnte doch noch die Stunde kommen, wo ich einen Freund, auf den ich mich verlassen darf wie auf mich selbst, gut gebrauchen könnte.“

„Ich sehe diese Stunde noch nicht.“

„Dah noch ein wenig Geduld. Ich muß sie ja auch haben. Und ich muß die Rücksicht haben.“

„So drängen die beiden Freunde am Nachmittag auf. Und am Abend haben sie bereits in einer vergnügten, trinkfreudigen Gesellschaft zu Neuenburg fest.“

„Mehrere Tage tat ich in der allgemeinen Lustbarkeit mit. Dann ließ er eines Nachmittags latseln und ritt allein nach Teurbrule. Er trat nur den Schloßherren zu Hause. Seine Gattin war ausgeritten. Herr von Sericourt war noch selber geladene, er gebietet und wurde gerichtet als an anderen Tagen. Er trug einen roten Samtrod, der Silberzierden an der Brust, an Aermeln und Taschen aufwies, die Welt war aus einem tollbaren Silberstoff gemoben, schwere Süßwammschellen hielten verortlich in den Augen. Sericourt lächelte, wie er par, in derselben Stunde auf einen großen Feste erschienen. Aber die gab es zu seinem Bedauern hier nicht.“

Er war nur für den Abend auf ein Gut der Nachbarschaft zu Gast geladen. Vorläufig aber hatte er Zeit für die Nacht nach sich durch die Hände von Neuenburg berichten. „Sie haben mir da alles Wohlgefallen“, meinte er nach einer Weile und machte sich gelangweilt an seiner tiefroten ledernen Hals-

trawatte zu schloffen, „aber was lagen Sie mir nicht das allerneueste, was da in Neugast sich ereignet haben soll?“

„Das Allerneueste? Ich habe von nichts Belohenderem gehört.“

„Ach, Sie wissen noch gar nicht, lachte spöttlich Herr von Sericourt, „Gestern ist doch ein Breuch in den See gefallen.“

„Möglich. Das muß eben dann geftern gemeint sein“, erwiderte Reith lachend. „Da war ich nicht am See unten. Heute war er wohl. Dem Breuch muß das Wasser doch nicht allzuweit gemundet haben und er hat es wohl wieder von sich gegeben. Im übrigen zweifle ich nicht im mindesten daran, lieber Herr von Sericourt, daß Ihr gallischer Sohn nicht nur den Neuenburger, Sie, sondern alles Land dem Zura entfang, von der Waadt bis nach Basel, wenn er es einmal in seinen großen Schindel genommen hat, nicht so leicht wieder fahren lassen wird. Da ist der Breuch, von dem Sie mir berichteten, denn doch bedeutend harmloser.“

„Und denn Herr von Sericourt, meine ich, daß wir hier auf Schweizer Boden sind. Die Schwere, die Sie ärgern zu werden, sein ist, in die Welt hinaus, kellen in Frankreich und Schwabenkriegs- und andere Dienste, in Holland, Preußen und Desterreich. Wandmal laden uns die Sympathien für irgend ein Volk, manchmal für irgend einen großen Mann. Hätte ich fünfzig Jahre früher gelebt, würde mich vielleicht Prinz Eugen nach Wien geführt haben.“

„So heißt, Gott sei's geflagt, nicht, wenn ich Grund dazu habe, über Sie ärgern zu dürfen. Und Anlaß dazu liegt manchmal vor. Ihr Gouverneur hat drüber, der Marschall von Spottland, Lob Reith, scheint immer eine sehr glückliche Hand zu haben.“

„Wieso nicht?“

„Gott — ich wüßte Verhöhnendes. Aber lassen Sie mich nur eines herausgreifen. Das hat Ihr Lord Reith nicht klagt, wenn ich nicht irren. Das was er sagt ist: „Contrat social“ und den „Gentil“ auf dem Westpalt verbrannt.“

„Siebelt er den Autor in seinem Dorse Motiers an. Ich habe auch nicht den mindesten Zweifel daran, daß dieser Charlatan, Volksanwiegler und Adheltler, der heute bei Ihnen im Neuenburgischen sich seines Lebens freuen würde, wenn

„Gott — ich wüßte Verhöhnendes. Aber lassen Sie mich nur eines herausgreifen. Das hat Ihr Lord Reith nicht klagt, wenn ich nicht irren. Das was er sagt ist: „Contrat social“ und den „Gentil“ auf dem Westpalt verbrannt.“

„Siebelt er den Autor in seinem Dorse Motiers an. Ich habe auch nicht den mindesten Zweifel daran, daß dieser Charlatan, Volksanwiegler und Adheltler, der heute bei Ihnen im Neuenburgischen sich seines Lebens freuen würde, wenn

„Gott — ich wüßte Verhöhnendes. Aber lassen Sie mich nur eines herausgreifen. Das hat Ihr Lord Reith nicht klagt, wenn ich nicht irren. Das was er sagt ist: „Contrat social“ und den „Gentil“ auf dem Westpalt verbrannt.“

„Siebelt er den Autor in seinem Dorse Motiers an. Ich habe auch nicht den mindesten Zweifel daran, daß dieser Charlatan, Volksanwiegler und Adheltler, der heute bei Ihnen im Neuenburgischen sich seines Lebens freuen würde, wenn

